

Märchen.

Von Hermann Hoff.

„Hier“ sagte mein Vater und übergab mir eine kleine, beinerne Flöte, „nimm das und verleihe deinen alten Vater nicht, wenn du in fernem Ländern die Leute mit deinem Spiel erfreust! Es ist jetzt hohe Zeit, daß du die Welt siehst und etwas lernst. Ich habe dir diese Flöte machen lassen, weil du doch keine andere Arbeit tun und immer nur singen magst. Nur denke auch daran, daß du immer hübsche und lebenswürdige Lieder vorträgst, sonst wäre es schade um die Gabe, die Gott dir verliehen hat.“

Mein lieber Vater verstand wenig von der Musik, da er ein Gelehrter war; er dachte, ich brauche nur in das hübsche Flöten zu blasen, so werde es schon gut sein. Ich wollte ihm seinen Glauben nicht nehmen, darum bedachte ich mich, stichte die Flöte ein und nahm Abschied.

Unser Tal war mit bis zur großen Hofmühle belannt; dahinter lag denn also die Welt an, und sie gefiel mir sehr wohl.

Wälder und Wiesen begleiteten meinen Weg, und der Fluß lief ruhig mit; ich sah die Welt von der Heimat wenig verschieden.

Da kam aus dem Walde hervor ein junges Mädchen gegangen, das trug einen Korb am Arme und einen breiten, schattigen Strohhut auf dem blonden Kopf.

„Griß Gott,“ sagte ich zu ihr, „wo willst du denn hin?“ „Ich muß den Schmitt den Esen bringen,“ sagte sie und ging neben mir. „Und wo willst du denn noch hinaus?“

„Ich gehe in die Welt, mein Vater hat mich geschickt. Er meint, ich soll den Leuten auf der Flöte vorblasen; aber das kann ich noch nicht richtig, ich muß es erst lernen.“

„So, so. Ja, und was kannst du denn eigentlich? Etwas muß man doch können.“

„Oh, nichts Besonderes. Ich kann nur Lieder singen.“

„Was für Lieder denn?“

„Aberhand Lieder, weißt du, für den Morgen und für den Abend und für alle Bäume und Tiere und Blumen. Jetzt könnte ich zum Beispiel ein hübsches Lied singen von einem jungen Mädchen, das kommt aus dem Wald heraus und bringt den Schmitt den Esen.“

„Kannst du das? Dann sing' einmal!“

„Ja, aber wie heißt du eigentlich?“

„Brigitte.“

Da sang ich das Lied von der hübschen Brigitte mit dem Strohhut, und was sie im Korb hat, und wie die Blumen ihr nachsahen, und die blaue Birde vom Garten zum laut nach ihr, und alles, was dazu gehörte. Sie war erstarrt auf und sagte, es wäre recht gut. Und als ich ihr erzählte, daß ich hungrig sei, da tat sie den Deckel von ihrem Korb und holte mir ein Stück Brot heraus. Als ich da hineinbist und dazu tüchtig weiterworschierte, sagte sie aber: „Man muß nicht im Laufen essen. Ein Stück und dem anderen.“ Und wie sie sah, wie ich es aß, und ich sah mein Brot, und sie schlang die braunen Hände um ihre Knie und sah mir zu.

„Willst du mir noch etwas singen?“ fragte sie dann, als ich fertig war.

„Ja, will schon. Was soll es sein?“

„Von einem Mädchen, dem ist sein Schatz davongelaufen, und es ist traurig.“

„Nein, das kann ich nicht. Ich weiß ja nicht, wie das ist, und man soll auch nicht so traurig sein. Ich soll immer nur artige und lebenswürdige Lieder vortragen, hat mein Vater gesagt. Ich singe dir vom Ankerboogel oder vom Schmetterling.“

Und ich sang ihr vom kleinen, klauen Schmetterling, der in der Sonne mit den Flügeln schlägt, und wenn er müde wird, dann sitzt er auf der schönsten Blume und tut die klauen Flügel zu wie zwei Augen. Brigitte lachte dazu und sah unter dem Schattenhut mit braunen Augen zu mir her.

„Und von der Liebe weißt du gar nichts?“ fragte sie dann.

„Von der Liebe? O doch, das ist ja das Allerhöchste.“

Als bald fing ich an und sang von dem Sonnenstrahl, der die roten Rosenblumen lieb hat, und wie er mit ihnen spielt und voller Freude ist. Und vom Finkenweibchen, wenn es auf den Finken wartet, und wenn er kommt, dann fliegt es weg und tut erschrocken. Und sang weiter von dem Mädchen mit den braunen Augen und von dem Jüngling, der daherkommt und singt und ein Brot dafür geknetet bekommt; aber nun will er kein Brot mehr haben, er will einen Kuß von der Jungfer und will in ihre braunen Augen sehen, und er singt so lange fort, bis sie ihm den Mund mit ihren Lippen schließt.

Da neigte sich Brigitte herüber und tat die Augen zu, und tat sie wieder auf, und ich sah in die naßen,

traugoldenen Sterne, darin war ich selber gespiegelt und ein paar weiße Wiesenblumen.

„Die Welt ist sehr schön,“ sagte ich, „mein Vater hat recht gehabt. Jetzt will ich dir aber tragen helfen, daß wir zu denen Leuten kommen.“

Ich nahm ihren Korb, und wir gingen weiter, ihr Schritt klang mit meinem Schritt und ihre Fröhlichkeit mit der meinen gut zusammen, und der Wald sprach fein und kühl vom Berge herunter; ich war noch niemals so vergnügt gewandert. Eine ganze Weile lang ich munter zu, bis ich aufhören mußte vor lauter Fülle; es war allzu vieles, was vom Tale und vom Berg und aus Gras und Laub und Fluß und Gebüsch zusammenströmte und erzählte.

Da mußte ich denken: wenn ich alle diese tausend Lieder der Welt zugleich verstehen und singen könnte, von Gräsern und Blumen und Wäldern, vom Laubwald und vom Föhrenwald und auch von allen Tieren, und dazu noch alle Lieder der fernsten Meere und Gebirge und die der Sterne und Wolken, wenn das alles zugleich in mir klingen und tönen könnte, dann wäre ich der liebe Gott, und jedes neue Lied müßte als ein neuer Stern am Himmel stehen.

Aber wie ich eben so dachte und davon ganz still und wunderbar wurde, weil mir das früher noch nie in den Sinn gekommen war, da blieb Brigitte stehen und hielt mich an dem Korbhenkel fest.

„Jetzt muß ich da hinauf“, sagte sie, „da droben sind unsere Leute im Feld. Und du, wo gehst du jetzt hin? Kommst du mit?“

„Nein, mitkommen kann ich nicht. Ich muß das Tal hinunter und immer weiter. Schönen Dent für das Brot, Brigitte, und für den Kuß; ich will an dich denken.“

Sie nahm ihren Korb, und über dem Korb neigten sich ihre Augen in braunen Schatteln noch einmal zu mir, und ihre Lippen gingen an meinen, und ihr Kuß war so gut und lieb, daß mir vor lauter Wohlsein beinahe traurig werden wollte. Da rief ich schnell Lebewohl und marschierte eilig die Straße hinab.

Das Mädchen stieg langsam den Berg hinan, und unter dem herabköngenden Buchenlaub am Waldende blieb es stehen und sah herunter und mir nach, und als ich ihr winkte und den Hut überm Kopfe schwanng, da nidte sie noch einmal und verschwand still wie ein Bild in den Buchenschatteln hinein.

Ich aber ging still meine Straße und war in Gedanken, bis der Weg um eine Ecke bog.

Da stand eine Mühle, und bei der Mühle lag ein Schiff auf dem Wasser, darin sah ein Mann allein und schien nur auf mich zu warten, denn als ich den Hut zog und zu ihm in das Schiff hinüberstieg, da fing das Schiff sogleich zu fahren an und lief den Fluß hinunter. Ich sah in der Mitte des Schiffes, und der Mann sah hinten am Steuer, und als ich ihn fragte, wohin wir fuhren, da blickte er auf und sah mich aus verschleierte grauen Augen an.

„Wohin du magst,“ sagte er mit einer gedämpften Stimme. „Den Fluß hinunter und ins Meer oder zu den großen Städten, du hast die Wahl. Es gehört alles mir.“

„Es gehört alles dir? Dann bist du der König?“

„Vielleicht,“ sagte er. „Und du bist ein Dichter, wie mir scheint? Dann singe mir ein Lied zum Fahrten.“

Ich nahm mich zusammen, fast war mir bange vor dem ersten Mann, und unser Schiff schwamm so schnell und lautlos den Fluß hinunter. Ich sang vom Fluße, der die Schiffe trägt und die Sonne spiegelt und am Felsenufer stürzt aufsteigt und freudig seine Wanderung vollendet.

Des Mannes Gesicht blieb unbeweglich, und als ich aufhörte, nidte er still wie ein Träumender. Und alsdann begann er zu meinem Erschrecken selber zu singen, und auch er sang vom Fluße und von des Flußes Reize durch die Täler, und sein Lied war schöner und mächtiger als meines, aber es klang alles ganz anders.

Der Fluß, wie er ihn sang, kam als ein taumelnder Zerföhler von den Bergen herab, finster und wild; lauschend fühlte er sich von den Lüften gebändig, von den Brüden überspannt, er hobte jedes Schiff, das er tragen mußte, und in seinen Wellen und grünen, langhaarigen Wasserpflanzen wiegte er lächelnd die weichen Leiber der Ertrunkenen.

Das alles gefiel mir nicht und war doch so schön und geheimnisvoll den Klang, daß ich ganz erte wurde und bekommen schwieg. Wenn das richtig war, was dieser alte, seine und kluge Sanger mit seiner gedämpften Stimme sang, dann waren alle meine Lieder nur Torheit und schlechte Anabenspiele gewesen. Dann war die Welt auf ihrem Grunde nicht gut und leicht, wie Gottes Herz, sondern dunkel und lebend, und wenn die Wälder rauschten, so war es nicht aus Luft, sondern aus tiefer, schwerer Qual und Sehnsucht.

Ich begriff, daß ich den Mann nicht rufen dürfe, und die Erkenntnis der Wahrheit ergriff mich wie ein Schauer.

Um zu wissen, was ich schon ahnte, beugte ich mich über das Wasser hinaus und hob die Laterne, und aus dem schwarzen Spiegel sah mir ein scharfes und ernstes Gesicht mit grauen Augen entgegen, und das war ich selber, und ich sah ins Gesicht und gab mir seine Laterne.

Aber als ich am Steuer sah und die Laterne neben mir stehen hatte, da war ich allein im Schiffe, und der Mann war verschwunden, und doch erschrak ich nicht, sondern mir schien, es sei der schöne Tag und die Heimat und Brigitte nur ein Traum gewesen, und ich sei alt und kretirbt und sei schon immer und immer auf diesem nächtlichen Fluße gefahren.

Ich begriff, daß ich den Mann nicht rufen dürfe, und die Erkenntnis der Wahrheit ergriff mich wie ein Schauer.

Um zu wissen, was ich schon ahnte, beugte ich mich über das Wasser hinaus und hob die Laterne, und aus dem schwarzen Spiegel sah mir ein scharfes und ernstes Gesicht mit grauen Augen entgegen, und das war ich selber, und ich sah ins Gesicht und gab mir seine Laterne.

Aber als ich am Steuer sah und die Laterne neben mir stehen hatte, da war ich allein im Schiffe, und der Mann war verschwunden, und doch erschrak ich nicht, sondern mir schien, es sei der schöne Tag und die Heimat und Brigitte nur ein Traum gewesen, und ich sei alt und kretirbt und sei schon immer und immer auf diesem nächtlichen Fluße gefahren.

Wir fuhren dahin, und die Schatten wurden lang, und wenn ich zu fingen anfang, tönte es wieder hell, und meine Stimme wurde leiser, und jedesmal erwiderte mir der fremde Sanger ein Lied, das die Welt noch rätselhafter und schmerzlicher machte und mich noch befangener und trauriger.

Mir tat die Seele weh, und ich bedauerte, daß ich nicht am Rande und bei den Blumen geblieben war, oder bei der schönen Brigitte, und um mich in der wachsenden Düsternis zu trösten, fing ich mit lauter Stimme wieder an und sang durch den roten Abendhimmel das Lied von Brigitte und ihren Küßen.

Da begann die Dämmerung, und ich verstumte, und der Mann am Steuer sang, und er sang auch von der Liebe und von der Lust des Südens und von der Einsamkeit des Nordens, und von roten, feuchten Lippen, und es war schön und ergreifend, was er leidvoll über dem dunkelnden Fluße sang, aber in meinem Liebe war auch die Liebe finster und bang und ein tödliches Geheimnis geworden, an welchem die Menschen irre und mund in ihrer Not und Sehnsucht lösteten, und in seinem Grunde war Bitternis und Tod.

Ich hörte zu und wurde so müde und betrübt, als sei ich schon Jahre unterwegs und durch lauter Sommer und Glend gereist. Von dem Fremden her fühlte ich immerzu einen leisen, kühlen Strom von Trauer und Seelenangst herüberströmen.

„Wo ist denn der Tod das Höchste und Schönste,“ rief ich endlich laut.

„Dann bitte ich dich, du trauriger König, singe mir ein Lied vom Tode.“

Der Mann am Steuer sang nur vom Tode, und er sang schöner, als ich je hatte singen hören. Aber der Tod war nicht das Schönste und Beste, es war kein Trost bei ihm. Der Tod war Leben, und das Leben war Tod, und sie waren ineinander verschlungen in einem ewigen wachsenden Liebestampfe, und das war das letzte und der Sinn der Welt, und von dorther kam ein Schein, der alles Glend noch zu preisen vermochte, und von dorther kam ein Schatten, der alle Lust und alle Güte trübte und mit Finsternis umgab. Aber aus der Finsternis brannte die Lust und die Schönheit immer, und die Liebe alühte tiefer in dieser Nacht.

Ich hörte zu und war ganz still geworden, ich hatte keinen Willen mehr in mir, als den des fremden Mannes. Sein Bild ruhte auf mir, still und mit einer gewissen traurigen Güte, und seine grauen Augen waren voll vom Weh und von der Schönheit der Welt. Er lächelte mich an, und da sah ich mir ein Herz und hat in meiner Not:

„Ach, laß uns umkehren, du! Ich liebe dich, und ich bin dir tausendmal dankbar, aber mir ist angst hier in der Nacht, und ich möchte zurück; und dahin gehen, wo ich Brigitte finden kann, oder heim zu meinem Vater.“

Der Mann stand auf und deutete in die Nacht, und seine Laterne schien hell auf sein mageres und festes Gesicht.

„Zurück geht kein Weg,“ sagte er ernst und freundlich, „man muß immer vorwärtsgehen, wenn man die Welt ergründen will. Und von dem Mädchen mit den braunen Augen hast du das Beste und Schönste schon gehabt, und je weiter du von ihr bist, desto schöner und besser wird es werden. Aber fahre du nur, wohin du willst, ich will dir meinen Platz am Steuer geben.“

Ich sah, daß er recht hatte, und war doch zum Tod betrübt, daß es so sein sollte. Voll Heimweh dachte ich an Brigitte und an die Heimat und an alle, was eben noch nahe und licht und mein gewesen war, und was ich nun verloren hatte. Aber jetzt wollte ich den Platz des Fremden nehmen und das Steuer führen. So mußte es sein.

Darum stand ich schweigend auf und ging durch das Schiff zu dem Steuer, und der Mann kam mir schweigend entgegen, und als wir beieinander waren, sah er mir fest ins Gesicht und gab mir seine Laterne.

Aber als ich am Steuer sah und die Laterne neben mir stehen hatte, da war ich allein im Schiffe, und der Mann war verschwunden, und doch erschrak ich nicht, sondern mir schien, es sei der schöne Tag und die Heimat und Brigitte nur ein Traum gewesen, und ich sei alt und kretirbt und sei schon immer und immer auf diesem nächtlichen Fluße gefahren.

Ich begriff, daß ich den Mann nicht rufen dürfe, und die Erkenntnis der Wahrheit ergriff mich wie ein Schauer.

Um zu wissen, was ich schon ahnte, beugte ich mich über das Wasser hinaus und hob die Laterne, und aus dem schwarzen Spiegel sah mir ein scharfes und ernstes Gesicht mit grauen Augen entgegen, und das war ich selber, und ich sah ins Gesicht und gab mir seine Laterne.

Aber als ich am Steuer sah und die Laterne neben mir stehen hatte, da war ich allein im Schiffe, und der Mann war verschwunden, und doch erschrak ich nicht, sondern mir schien, es sei der schöne Tag und die Heimat und Brigitte nur ein Traum gewesen, und ich sei alt und kretirbt und sei schon immer und immer auf diesem nächtlichen Fluße gefahren.

Ich begriff, daß ich den Mann nicht rufen dürfe, und die Erkenntnis der Wahrheit ergriff mich wie ein Schauer.

Um zu wissen, was ich schon ahnte, beugte ich mich über das Wasser hinaus und hob die Laterne, und aus dem schwarzen Spiegel sah mir ein scharfes und ernstes Gesicht mit grauen Augen entgegen, und das war ich selber, und ich sah ins Gesicht und gab mir seine Laterne.

Aber als ich am Steuer sah und die Laterne neben mir stehen hatte, da war ich allein im Schiffe, und der Mann war verschwunden, und doch erschrak ich nicht, sondern mir schien, es sei der schöne Tag und die Heimat und Brigitte nur ein Traum gewesen, und ich sei alt und kretirbt und sei schon immer und immer auf diesem nächtlichen Fluße gefahren.

Ich begriff, daß ich den Mann nicht rufen dürfe, und die Erkenntnis der Wahrheit ergriff mich wie ein Schauer.

Um zu wissen, was ich schon ahnte, beugte ich mich über das Wasser hinaus und hob die Laterne, und aus dem schwarzen Spiegel sah mir ein scharfes und ernstes Gesicht mit grauen Augen entgegen, und das war ich selber, und ich sah ins Gesicht und gab mir seine Laterne.

Der Kriegshund.

Novelle von Julius Anopf.

Es war bei einem Sturmangriff auf einen französischen Schützengraben, den die deutschen Kanonen sturmreif geschossen hatten.

Als Unteroffizier Kramer sich von der harten Anstrengung im Graben etwas verschauerte, fühlte er plötzlich etwas Feuchtes, Warmes an seiner rechten Hand. Er glaubte zuerst, es sei Blut und er sei verwundet, aber als er näher zusah, bemerkte er, daß es ein Hund war, der ihm die Hand leckte. Ein kleiner, zierlicher Terrier, der ihn mit seinen großen, braunen Hundeaugen lebend anstarrte.

„Das arme Tier hat Hunger,“ sagte sich Kramer, und er holte aus seiner Tasche ein Stück Kommissbrot, das der Hund mit seinen scharfen Zähnen zerbiß und dann gierig herunterschlang. Seit jener Stunde, da Unteroffizier Kramer und der Terrier auf diese etwas ungewöhnliche Art miteinander Bekanntschaft gemacht hatten trennte sich der Hund nicht mehr von dem deutschen Krieger.

Zwar fühlte Kramer anfänglich Bedenken, den Hund zu behalten, aber schließlich ließ er sich doch die Liebe des Hundes gefallen, die offenbar durch den Magen ging. Sämtliche festen Gegenstände, die vor seine Zähne kamen, knabberte er eifrig an, was ihm hin und wieder, namentlich wenn er die Stiefel der Soldaten als Vertilgungsgegenstand seiner Zähne erwählte, tüchtige Prügel eintrug. Doch diese Erziehungsmethode schien auf den Terrier, den Kramer auf den schönen Namen „Rüpel“ getauft hatte, seinen nachhalligen Eindruck zu machen. Er knabberte immer wieder.

Als Unteroffizier Kramer acht Monate im Felde war, erhielt er Heimatsurlaub. Seinen Terrier Rüpel nahm er mit.

Unteroffizier Richard Kramer war unverheiratet. Er lebte als Eisenbahnbeamter in Guben im Hause seines weit älteren Bruders, eines angesehenen Fünfzigers, der sich einer zahlreichen Familie erfreute. In seiner sechszehnjährigen Ehe waren ihm vier Kinder beschieden, zwei Knaben und zwei Mädchen, die alle mit großer Liebe an Onkel Richard hingen.

Schon während seines Antrittsfestes bei der Familie Kramer in Guben hatte sich Rüpel höchst unmanierlich eingeführt. Mit einem durchdringenden Kriegsgeheul war er auf den fünfjährigen Sohn Fritz, den jüngsten der Familie, losgestürzt, mit einem energischen Angriff auf dessen Hofenboden. Unteroffizier Kramer hatte daraufhin seinen Rüpel mit einem energischen Griff gepackt und in eine Seitenkammer gesperrt. Anfangs gebürdete sich Rüpel wie toll und jaulte, daß es Steine erwidern konnte, aber allmählich schien er sich beruhigt zu haben. Doch als Kramer ihn zwei Stunden später wieder freiließ, wurde die Ursache seines ruhigen Verhaltens klar. Es stellte sich heraus, daß Rüpel in der Kammer eine alte Hufe des Hausherrn gefunden und vollkommen zernagt hatte.

Aber trotz seiner Untugenden blieb Rüpel der Liebling der Kinder, die nicht müde wurden, ihn zu verhätscheln. Er war immerhin ein angenehmes Spielzeug.

Der Urlaub ging zu Ende und Kramer ließ seinen Kriegshund in Guben zurück.

Im Hause der Gubener Familie wuchs sich Rüpel schon im Laufe eines Monats zu einer richtigen Plage aus.

Es war ein richtiges Sorgenvieh, und Herr Kramer hatte schon verschiedentlich vergebens versucht, sich des ungemehnen, vierfüßigen Hausgenossen zu entledigen.

Der unglückliche Bestzer machte sich bereits mit dem Gedanken vertraut, sich mit dem unangenehmen Kriegshund noch manches Jahr herumzuringeln zu müssen. Da, eines glücklichen Tages, kam die Rettung. Beter Behrend aus Berlin hatte sich mit Frau Gemahlin ungesagt, sie wollten die sieben Verwandten in Guben auf vier bis fünf Tage besuchen.

Frau Alara Behrend hatte sich von ihrem Emil einen neuen, seidenen Mantel und einen neuen Hut beschaffen lassen, und den Gubener Verwandten Berliner Eleganz und Vornehmheit so recht vor Augen zu führen.

Der Empfang in Guben ließ an Herzlichkeit nichts zu wünschen übrig. Selbst Rüpel, vor dessen unberechenbaren Bosheiten Herr Kramer insofern zitterte, benahm sich durchaus manierlich. Das hatte seine guten Gründe, denn Frau Behrend, die sich von dem allerliebsten hüßen, herzigen Tierchen ganz entzückt zeigte, hatte mit einer Tafel Schokolade sein Hundebrot bekommen. Und da sie ihn täglich mit kleinen Lederbissen bedachte, so unterließ Rüpel diplomatisch alle Angriffe auf ihren Hofraum.

Herr Kramer in Guben trug sich mit einem teuflischen Plan. Als die Abschiedskunde schlug und Beter und Bese Behrend aus Berlin reisefertig vor ihm standen und sich für die lebenswürdige Aufnahme bedankten, sagte er mit gerührter Stimme: „Seine Ursache, wir haben euch zu danken, meine Lieben, denn euer Besuch hat uns eine große Freude bereitet.“ Zu Bese Alara gewandt, fuhr er

fort: „Und dir, meine Liebe, will ich, damit ihr noch lange an uns zurückdenkt, zum Andenken unseren Terrier Rüpel berechnen. Du nimmst ihn doch an?“ fragte er ängstlich, als er Beter Behrends betroffenes Gesicht sah.

„Aber natürlich nehme ich an,“ dankte die glücklich Beschenkte. Herr Behrend, der an die hohe Hundesteuer dachte und dem das Vieh lästig war, wollte zwar Einwendungen machen, doch seine Frau schnitt ihm das Wort ab. „Unbedingt nehmen wir an, wo ich doch so tierlieb bin und wir keine Kinder haben.“

Langsam gingen sie zur Bahn, von der gesamten Familie Kramer begleitet.

Herr Behrend trat an den Schalter und forderte zwei Fahrkarten dritter Klasse nach Berlin.

„Du mußt für den Hund auch eine nehmen,“ belehrte ihn der bisherige Bestzer des edlen Tieres.

Herr Behrend zog ein mürrisches Gesicht.

„Unter diesen Umständen möchte ich doch lieber verzichten,“ meinte er. Da schrat Herr Kramer zusammen. Sollte sich die Sache in letzter Stunde zerschlagen? Sollte er den Hund wieder auf dem Halbe behalten? Das wäre doch das höhere Recht!

Indessen Frau Behrend kam ihm zu Hilfe und erklärte ihm in diesem Augenblick geradezu wie ein Engel. „Aber Emil, wer wird denn so kleinlich sein!“ sagte sie vorwurfsvoll zu ihrem Manne. Dann wandte sie sich an den Beamten. „Ach, bitte, geben Sie meinem Gatten noch eine Hundestarte nach Berlin.“

An ihrem neuen Hausgenossen erlebte Herr und Frau Behrend keine große Freude. Denn da Rüpel naturgemäß nicht fortwährend Schokolade zu schlucken bekam, zumal dieses schädliche Genußmittel recht hoch im Preise stand, so ließ Rüpel die Reste der Wohlherzogenheit fallen. Er heuchelte nicht mehr, sondern zeigte sich in seiner wahren Gestalt. Will sagen, er begann wieder zu knabbern. Und seiner Knabberleidenschaft war auch in Berlin nichts heilig. Es schien, als wenn der gallische Terrier die Niederlage der Franzosen an den Berlinerinnen rächen wollte.

So wurde Rüpel auch für die Familie Behrend ein Hund des Antipathens, des Argers und des Schreckens.

Frau Alaras Erbontel, Herr Spangenberg, feierte seinen sechzigsten Geburtstag. „Was meinst Du,“ fragte sie ihren Mann, „wenn wir dem allen Herrn unseren Rüpel zum Geburtstag schenken? Dann wird wir den Hund los, und ihm wird er ein angenehmer Zeitvertreib sein.“

Herr Behrend stimmte eifrig zu. „Gewiß, Onkel ist durch seine Güte ja ans Zimmer gefesselt. Er klagt so sehr immer über Langleiweite. Bei Rüpel wird sie ihm schon vergehen,“ fuhr er arglistig fort.

Nun wurde Rüpel mit einem himmelblauen Seidenhalsband geschmückt, das ihn zu beängstigenden Kreiselbewegungen veranlaßte, die dem Onkel Spangenberg, der, von der Güte geplagt, in seinem bequemen Sorgenstuhl saß, ein großes Vergnügen bereite.

Der alte Herr bedachte sich herzlich für das reizende Geburtstagsgeschenk und bewunderte gebührend das niedliche Hündchen. Merkwürdigerweise benahm sich Rüpel im Laufe des Nachmittags äußerst manierlich. Er kroch unter den Lehnhül seines neuen Herrn und Schließers und mußte nicht. Selbst als andere Geburtstagsgäste auf der Bildfläche erschienen, denen er als jüngste Bereicherung des Heims gezeigt wurde, verhielt er sich ruhig und froh schnell wieder unter den gewaltigen Sessel seines Herrn.

Erleichterleiten Herzens lehrten Herr und Frau Behrend nach Hause zurück. Das stille, friedliche Glück, das durch Rüpels Anwesenheit bereits arg gefährdet war, lehrte bei ihnen wieder ein.

Seit dem letzten Wechsel seines Herrn war mit Rüpel eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Die Hofen der Besucher hatten für ihn die Anziehungskraft verloren, gleichwie die Teppiche und Stuhlbeine der neuen Hauslichkeit. Er schien alle seine Anorten abgelegt zu haben.

Und als Herr und Frau Behrend den Erbontel nach einiger Zeit besuchten, war er voll des Lobes für den Hund, der wieder den gewohnten Platz unter dem Stuhl eingenommen hatte.

„So liegt er stundenlang,“ erzählte Onkel Spangenberg, „ganz ruhig und friedlich und benimmt sich sehr manierlich. Ja,“ fuhr er stolz fort, „man muß eben verstehen, mit einem Hunde umzugehen, und das kann nicht jeder. Ihr habt mir wirklich eine große Freude bereitet, ich habe mein Vergnügen an dem Hund. Nicht wahr, Rüpelchen? Komm doch zu Herrchen.“

Weiter konnte er nicht sprechen, denn auf einmal kniete der Lehnhül zusammen, und Onkel Spangenberg saute mit gewaltigem Krach in die Tiefe seines Stuhles, unter dem Rüpel quetschend, heulend und hindend herbeortoch. Mühsam wurde der geistreiche, alte Herr, der den Fall ohne Schaden überstanden hatte, wieder aufgerichtet und der Sorgenstuhl einer eingegebenen Untersuchung unterzogen.

Und dabei stellte es sich zur allgemeinen Ueberraschung heraus, daß Rüpel während seines hartnäckigen Aufenthaltens unter dem Stuhl die Gurte durchgeragt hatte. Unter der Last des schweren Mannes waren die letzten Nähen haben gerissen. Auf diese Weise erklärte sich nunmehr Rüpels Vorliebe für den Sorgenstuhl und sein wohlgestelltes Benehmen, wenn er sich darunter befand.

Nach dieser letzten Untat erfolgte für Rüpel ein abermaliger Wechsel seines Herrn. Onkel Spangenberg schenkte ihm einem Berliner Laubentkolonisten, der ihn zur Bewachung von Feld und Laube benutzte. Dort erzielt Rüpel bedeutende Erfolge im Rattenfang.

Unser Mitarbeiter auf dem Kriegsschauplatz.

Sehr geehrte Redaktion!

Die Wäcker der Dorfchung im runderbar — das ist es aber wech Gnädigchen a wahres Schprichwort! Wie m'r da manchmal so blädlich 'En' wiederdriff, den m'r friecher amal gefähen und dann dobal aus'n Gesichtswinkel verloreu hab! Und gewöhnlich grade dann, wenn m'r mid gemeen Aemguch an ihn dängten duhd... hörten Se an:

Es mog Se nu so züchlich ä Fächchen her fin, als ich Se damals eben in Fländern gehen die Franzosen gämpde. Das war Se noch a gemiedlicher Griech! M'r wech-eiben jeden Morchen die vorgeschriebene Anzahl von Schiffen und dann grech' m'r aus unfern Gräben raus und hielten ä gemiedliches Wänder-schändchen mid die Franzosen. Ich habbe da meinen schätzellen Freund under den Feinden. Jean hieß', und aus einer Schantwirtschaf 'Schdamm'r' ooch her. Von seinen Lidden gräch'r reschelmäßig jede Woche ä Baggel mid Wirschen, Schinken, Gönjak und so weiter, und das hab' jedesmal redlich mit mir gebeld, woogechen ich mich naeierlich ooch rewangschiede, wenn Liebesgaben aus d'r Heimat anlangden. M'r waren die reenen feindlichen Milch- und Wassenbröter, und wurden nicht anderch als „Gäster und Bessur“ genannt.

Bald darauf awer gam ich St noch Ruhland, dann nach Udalen, wieder nach Ruhland und nu zuletzt nach Serbien — und von meinem Jean habb'ch Se nie wieder was gehärd. Vor ä Woche ham m'r Monasch' ergererd, und dann ging's in Eilmärschen wieder nach Serbien, immer hinter die fliehenden Särvchen her; m'r habben wieder nisch je duhn, als Gefächtszählen fer die gimfdiche Schuljugend ze Läden.

Genes scheinens Däch's nu, wie m'r grade damit 'beschädig' sind, die vom Feinde an der Schraffe jurid-gelassenen Genonen und so weiter zu zählen, vernehm ich Se ganz deilich aus dem Innern eines dazu gehärenden Baggelchewadens heraus ä kretirpvolles Schdehnen. Se wissen ja — ich habb' ä weches Herze; uff die Garrede ruffschringen und die Plane juridschlagen, war eens. Wech Gnädigchen — da lag ä Werrunbeter, den die stehenden Särvken anscheinend vergessen habben. Also raus mid d'r Maus an die Friehtingsstuh!... Nu, was meenen Se — wie'd, m'r den Gärl bei Nisch beschau, märg ich ärsch, daß der Särvge gar lee Särvge, sondern ä Franzose is, so is'r doch uff Ehre ä guder Gärl! — Jean war unärmedel und abgeschmadad wie zwei Braudleide. Er habb Se nämlich ä Schifchen in den Unberschens' geirich und gonnde nicht mehr lofen. Die Sache is aber wieder nicht gefählich; in deidscher Behandlung wird'r rasch genähen und als Wast irchend eines besseren Gefong-nenlogers auf Grund meiner berefeindlichen Empfählung hin bis zum Ende des Grieches ä beschauliches Desein siehen. Ich gän'n ihm von Herzen; denn wenn'r ooch ä Franzose is, so is'r doch uff Ehre ä guder Gärl! — Jean war unärmedel und abgeschmadad wie zwei Braudleide. Er habb Se nämlich ä Schifchen in den Unberschens' geirich und gonnde nicht mehr lofen. Die Sache is aber wieder nicht gefählich; in deidscher Behandlung wird'r rasch genähen und als Wast irchend eines besseren Gefong-nenlogers auf Grund meiner berefeindlichen Empfählung hin bis zum Ende des Grieches ä beschauliches Desein siehen. Ich gän'n ihm von Herzen; denn wenn'r ooch ä Franzose is, so is'r doch uff Ehre ä guder Gärl! — Jean war unärmedel und abgeschmadad wie zwei Braudleide. Er habb Se nämlich ä Schifchen in den Unberschens' geirich und gonnde nicht mehr lofen. Die Sache is aber wieder nicht gefählich; in deidscher Behandlung wird'r rasch genähen und als Wast irchend eines besseren Gefong-nenlogers auf Grund meiner berefeindlichen Empfählung hin bis zum Ende des Grieches ä beschauliches Desein siehen. Ich gän'n ihm von Herzen; denn wenn'r ooch ä Franzose is, so is'r doch uff Ehre ä guder Gärl! — Jean war unärmedel und abgeschmadad wie zwei Braudleide. Er habb Se nämlich ä Schifchen in den Unberschens' geirich und gonnde nicht mehr lofen. Die Sache is aber wieder nicht gefählich; in deidscher Behandlung wird'r rasch genähen und als Wast irchend eines besseren Gefong-nenlogers auf Grund meiner berefeindlichen Empfählung hin bis zum Ende des Grieches ä beschauliches Desein siehen. Ich gän'n ihm von Herzen; denn wenn'r ooch ä Franzose is, so is'r doch uff Ehre ä guder Gärl! — Jean war unärmedel und abgeschmadad wie zwei Braudleide. Er habb Se nämlich ä Schifchen in den Unberschens' geirich und gonnde nicht mehr lofen. Die Sache is aber wieder nicht gefählich; in deidscher Behandlung wird'r rasch genähen und als Wast irchend eines besseren Gefong-nenlogers auf Grund meiner berefeindlichen Empfählung hin bis zum Ende des Grieches ä beschauliches Desein siehen. Ich gän'n ihm von Herzen; denn wenn'r ooch ä Franzose is, so is'r doch uff Ehre ä guder Gärl! — Jean war unärmedel und abgeschmadad wie zwei Braudleide. Er habb Se nämlich ä Schifchen in den Unberschens' geirich und gonnde nicht mehr lofen. Die Sache is aber wieder nicht gefählich; in deidscher Behandlung wird'r rasch genähen und als Wast irchend eines besseren Gefong-nenlogers auf Grund meiner berefeindlichen Empfählung hin bis zum Ende des Grieches ä beschauliches Desein siehen. Ich gän'n ihm von Herzen; denn wenn'r ooch ä Franzose is, so is'r doch uff Ehre ä guder Gärl! — Jean war unärmedel und abgeschmadad wie zwei Braudleide. Er habb Se nämlich ä Schifchen in den Unberschens' geirich und gonnde nicht mehr lofen. Die Sache is aber wieder nicht gefählich; in deidscher Behandlung wird'r rasch genähen und als Wast irchend eines besseren Gefong-nenlogers auf Grund meiner berefeindlichen Empfählung hin bis zum Ende des Grieches ä beschauliches Desein siehen. Ich gän'n ihm von Herzen; denn wenn'r ooch ä Franzose is, so is'r doch uff Ehre ä guder Gärl! — Jean war unärmedel und abgeschmadad wie zwei Braudleide. Er habb Se nämlich ä Schifchen in den Unberschens' geirich und gonnde nicht mehr lofen. Die Sache is aber wieder nicht gefählich; in deidscher Behandlung wird'r rasch genähen und als Wast irchend eines besseren Gefong-nenlogers auf Grund meiner berefeindlichen Empfählung hin bis zum Ende des Grieches ä beschauliches Desein siehen. Ich gän'n ihm von Herzen; denn wenn'r ooch ä Franzose is, so is'r doch uff Ehre ä guder Gärl! — Jean war unärmedel und abgeschmadad wie zwei Braudleide. Er habb Se nämlich ä Schifchen in den Unberschens' geirich und gonnde nicht mehr lofen. Die Sache is aber wieder nicht gefählich; in deidscher Behandlung wird'r rasch genähen und als Wast irchend eines besseren Gefong-nenlogers auf Grund meiner berefeindlichen Empfählung hin bis zum Ende des Grieches ä beschauliches Desein siehen. Ich gän'n ihm von Herzen; denn wenn'r ooch ä Franzose is, so is'r doch uff Ehre ä guder Gärl! — Jean war unärmedel und abgeschmadad wie zwei Braudleide. Er habb Se nämlich ä Schifchen in den Unberschens' geirich und gonnde nicht mehr lofen. Die Sache is aber wieder nicht gefählich; in deidscher Behandlung wird'r rasch genähen und als Wast irchend eines besseren Gefong-nenlogers auf Grund meiner berefeindlichen Empfählung hin bis zum Ende des Grieches ä beschauliches Desein siehen. Ich gän'n ihm von Herzen; denn wenn'r ooch